

<b>Zeitschrift:</b>	Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerisches Idiotikon
<b>Band:</b>	- (1997)
<b>Artikel:</b>	"Ein landschaftliches Wörterbuch, wie die Schweiz noch keines besitzt" : ein vergessenes Werk von Emanuel Friedli
<b>Autor:</b>	Jörg, Ruth
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1091515">https://doi.org/10.5169/seals-1091515</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## «Ein landschaftliches Wörterbuch, wie die Schweiz noch keines besitzt»

Ein vergessenes Werk von Emanuel Friedli

von Ruth Jörg

Im Vertrauen auf die Nachsicht der Zuhörenden erlaube ich mir anlässlich meiner Verabschiedung als Redaktorin am Idiotikon, auf dem Umweg über persönliche Reminiszenzen zum Thema zu kommen. Ich beabsichtige aber nicht, heimlich Emanuel Friedli zu huldigen, dessen ausladende Abschweifungen bekannt und auch gefürchtet waren. «Friedlianische Heustöcke, die sich in allem Setzen immer noch aufplustern», hat sie Simon Gfeller einmal bezeichnet.<sup>1</sup>

In dem Maße, wie mein Umgang mit der Sprache bewußter wurde, gewannen auch Wörterbücher an Bedeutung, und im Rückblick erscheinen sie als treueste Begleiter durchs Leben. Es begann in der Volksschule mit kleinen, selbst angelegten zweisprachigen Glossaren, aber auch mit Listen von auffälligen oder veralteten Mundartausdrücken und von Pflanzen- und Tiernamen. Später kamen dann einige wenige gedruckte Wörterbücher dazu, die ich vor allem dann konsultierte, wenn das Gedächtnis versagte oder das Wissen unzulänglich erschien, und ich war überzeugt, sie böten ausreichende und zuverlässige Hilfe. Erst verhältnismäßig spät lernte ich die Vielfalt der Wörterbücher kennen, machte meine Erfahrungen im Umgang mit ihnen, verlor den naiven Glauben an ihre Unfehlbarkeit und zugleich auch die Selbstsicherheit bezüglich meiner eigenen Kompetenz. Aber indem sich die Einsicht in die Bedingtheit von Wörterbüchern vertiefte, nahm auch die Fähigkeit zu, das Gebotene zu beurteilen und zu würdigen, damit wuchs auch der Gewinn, der aus ihnen zu ziehen war, und der Respekt vor denen, die sie geschaffen hatten. Als sich 1974 unerwartet die Möglichkeit vor mir auftat, am Schweizerischen Idiotikon mitzuarbeiten, erschien mir das als große Herausforderung und als sinnvolle, aber kaum angemessen zu erfüllende Lebensaufgabe. Dabei ist es durch alle die Jahre geblieben. Daß ich auch die Gelegenheit hatte, jungen Menschen den Zugang zu Wörterbüchern zu ebnen, empfand ich als Bereicherung. Ich möchte dem Vorstand und den Behörden danken; sie haben mir eine Tätigkeit eröffnet, die mein

Leben durch die Ausübung reich machte. Der Dank geht auch an alle, die am gleichen Werk engagiert waren; ich durfte auf ihren Rat hören, mit ihrer Unterstützung rechnen und verständnisvolle Nachsicht und hilfreiche Aufmunterung erfahren.

Nachdem ich so verschiedene Stadien des Umgangs mit Wörterbüchern durchlaufen hatte vom naiv-gläubigen über das kritisch-dankbare bis zum selbstkritisch-kleinmütigen und lehrend-lernenden und wieder ins zweite zurückgekehrt war, regte sich die Lust, diese Stufe auszuweiten, indem ich mich einem unbekannten Wörterbuch zuwandte. Davon, daß Emanuel Friedli ein berndeutsches Wörterbuch ausgearbeitet habe, das in der Burgerbibliothek Bern aufbewahrt werde, hatte ich vor Jahren gerüchtweise gehört, genauere Angaben fand ich erst in der Schrift, die Peter Sommer zum 150. Geburtstag von Emanuel Friedli publizierte.<sup>2</sup> Der Name des Verfassers war mir seit Kindertagen bekannt; daß es sich um einen außergewöhnlichen Menschen handelte, verriet mir die Stelle, wo er begraben lag, waren doch damals an der Ostmauer der Kirche unseres Dorfes nur zwei Gräber zu sehen, die von Albert Bitzius und von Emanuel Friedli. Als ich später von seinem Leben und Werk erfuhr, begann mich auch die Person zu faszinieren.

Ich werde nun zunächst den Lebensgang von Friedli im Hinblick auf sein Wörterbuch skizzieren. Emanuel Friedli wurde 1846 in der Gemeinde Lützelflüh als Sohn eines Webers geboren. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, konnte aber das Lehrerseminar besuchen. Der Lehrerberuf diente ihm als Basis für die Weiterbildung, die er zielstrebig betrieb, so daß er 1874 die Matura ablegen konnte, worauf er in Bern und Genf Theologie studierte und 1880 zum Pfarrer ordiniert wurde. Offenbar hatten äußere Gegebenheiten die Studienwahl mitbestimmt, denn 1902 schrieb Otto von Geyser in einem Gutachten über Friedli: «Die Philologie war seine Lieblingswissenschaft schon zur Zeit, als er sich des Mushafenstipendiums wegen zur Theologie entschloß. Schon als junger Student arbeitete er Grimms Deutsche Grammatik durch (was etwas heißen will), und seither hat er, sobald er konnte, die germanistischen und sprachvergleichenden Studien fortgesetzt, zuerst unter Prof. Vetter in Bern, der sich ein Semester lang mit ihm allein abgab.»<sup>3</sup> Es war eine krisenhafte Wende, die den Pfarrer Friedli zur Philologie zurückführte. 1895 wurde seine Ehe geschieden, und nach Ablauf der Amtsperiode wählte ihn im Sommer 1896 seine Gemeinde Gottstatt nicht

mehr. Friedli verfiel in eine so schwere Depression, daß er sich in der Irrenanstalt Münsingen anmeldete, aber sein Amtsbruder Karl von Greyerz nahm ihn in sein Haus auf, wo er sich erholen konnte. Dort begegnete er dessen Bruder Otto, zu der Zeit Gymnasiallehrer, später Professor in Bern, der Friedlis Begabung erkannte, sich in treuester Weise seiner annahm und sich selbstlos für seine Pläne einsetzte.

Die erste Station auf dem neuen Weg war Zürich, wo Friedli Ende 1896 eine Stelle am Idiotikon antrat. Er wurde zunächst mit Hilfsarbeiten beschäftigt, aber es war ihm die Aufnahme in die Redaktion in Aussicht gestellt worden.<sup>4</sup> Die beiderseitigen Erwartungen erfüllten sich nicht, wie die Verhandlungen des leitenden Ausschusses verraten. Im Juni 1897 wurde von einer Anstellung als Redaktor «vorläufig Umgang genommen»,<sup>5</sup> und im Frühling darauf fiel der endgültige Beschuß, Friedli werde nicht in die Redaktion aufgenommen, sondern als «Hilfsarbeiter» beschäftigt mit der üblichen Entschädigung von 50 Rp. pro Arbeitsstunde.<sup>6</sup> Von dieser Arbeit zeugen die vielen Exzerpte mit den charakteristischen Schriftzügen Friedlis in den Materialien zum Wörterbuch. Im Januar 1901 beklagte sich der Chefredaktor über Friedli, worauf der Vorstand beschloß, «mit dem genannten Hrn. Rücksprache zu nehmen betr. eine fruchtbringendere Gestaltung seiner Arbeit, event. ihm seine Entlassung in Aussicht zu stellen».<sup>7</sup> Man einigte sich auf eine Reduktion der Arbeitszeit auf drei Stunden pro Tag. Ein halbes Jahr später aber wurde festgelegt, «daß die Thätigkeit des Hrn. a. Pfr. Friedli am Idiotikon mit Schluß des Jahres aufzuhören habe».<sup>8</sup>

So ungern Friedli später an die sechs Zürcher Jahre zurückdachte, brachten sie ihm doch Gewinn. Er hatte unter der Leitung eines innovativen Dialektologen gearbeitet, war mit den Methoden der Disziplin vertraut geworden, hatte die einschlägige Literatur kennen gelernt. Und gerade in der Auseinandersetzung mit der Wörterbucharbeit muß in ihm die Vorstellung Gestalt gewonnen haben, man sollte die Sprache des Volkes nicht nach einem logischen System auflisten, sondern ganzheitlich veranschaulichen, damit aufgezeigt würde, wie sich in ihr Leben, Denken, Fühlen des Volkes äußern: „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ wollte er darstellen. Friedli sah vor, mit den Gemeinden Lützelflüh, Grindelwald, Nidau und Guggisberg vier Gebiete zu untersuchen, die sich in Bezug auf Dialekt, Kultur, Wirtschaft stark unterschieden und in denen je andere geschichtliche Bedingungen nachwirkten. Er veranschlagte für jedes Gebiet zwei Jahre für die Aufnah-

men und die Publikation der Ergebnisse. Ein sprach- und kulturhistorischer Kommentarband sollte das Werk abschließen. Nachdem der bernische Regierungsrat, gestützt auf ein Gutachten von Otto von Geyserz, im Jahr 1902 beschlossen hatte, das Unternehmen zu subventionieren,<sup>9</sup> begann Friedli unverzüglich mit der Arbeit, und zwölf Jahre später lagen die vier Bände im Druck vor. Friedli ließ es sich nicht nehmen, weitere Aufnahmen in Twann, Aarwangen und Saanen zu machen, obwohl in der Krisenzeit nach 1914 das Geld für die Publikation kaum mehr zu beschaffen war.

Im Kommentarband, wie er im Plan von 1902 enthalten war, haben wir die erste Spur des nachmaligen Wörterbuchs. Als Ferdinand Vetter 1912 das Ehrendoktorat für Friedli beantragte, führte er auch aus, es solle «ein ‚Berndeutsches Wörterbuch‘ das in den einzelnen Bänden enthaltene Sprachgut sammeln und verwerten».<sup>10</sup> Einen weitern Hinweis auf den geplanten Abschlußband verdanken wir einem vehementen Ausbruch verletzten Stolzes. Nachdem die zuständige Kommission Kürzungen im Text zum Band Aarwangen verlangt hatte, schrieb Friedli am 6. November 1924 an die Unterrichtsdirektion einen Brief, von dem «die unvermeidlichen Spuren furchtbarer Erregung ... leider unmöglich fernzuhalten waren». Er erklärte, er verzichte auf die Subvention und trete von der Arbeit zurück, seine Rente werde ausreichen, «um nach menschlicher Berechnung noch ein Dutzend Jahre am berndeutschen Wörterbuch zu arbeiten».<sup>11</sup> Die zwölf Jahre für das Wörterbuch waren Friedli tatsächlich noch vergönnt, nur begannen sie erst 1927, nachdem der siebte Bärndütsch-Band, der über Saanen, erschienen war. Im Frühling 1928 stellte die Bärndütsch-Kommission, die «staatliche Aufsichtskommission für Dr. Emanuel Friedlis ‚Bärndütsch‘», das Gesuch um Subvention für einen weitern Band des Werks. Der Verfasser, Otto von Geyserz, legte einen genauen Plan vor. Primär sollte der Band ein Wortregister zu den sieben Textbänden sein, das den raschen Zugang zu den darin aufgeführten Wörtern und Begriffen ermöglichte ohne Umweg über die bestehenden kleinen Wörterverzeichnisse einzelner Bände oder die Inhaltsverzeichnisse. Es sollten aufgenommen werden «Gattungswörter. In alphabetischer Ordnung. Zuerst das Wort in seiner vorherrschenden Mundartform, dann alle landschaftlichen Nebenformen mit Hinweis auf die Stellen ihres Vorkommens in den 7 Bänden. Kurze Deutung des Wortes mit Hinweis auf Abbildungen und Beschreibungen und mit Angabe der Bedeutungsverschiebungen und -übertragungen. Anschließend

die zum Stammwort gehörenden Ableitungen und Zusammensetzungen. Hinweis auf redensartlichen und sprichwörtlichen Gebrauch des Wortes.» Dann würden auch Namen in ihrer ganzen Vielfalt aufgenommen sowie Redensarten, Sprichwörter, Volkslieder und mundartliche Gedichte. Der Verlag Francke, der 4000 Fr. an die Herstellungskosten zugesichert hatte, stellte, um den Absatz zu sichern, die Bedingung, «daß der Registerband so eingerichtet werde, daß er als ‚Berndeutsches Wörterbuch‘ (auf Grundlage von E. Friedlis ‚Bärndütsch‘) ausgegeben werden könne, was zur Folge hätte, daß das Register um alle berndeutschen Wörter vermehrt werden müßte, die zufällig in Dr. Friedlis Werk nicht vorkommen. Diese Vervollständigung wäre von unbestreitbarem Werte. Das Buch bekäme dadurch die Bedeutung eines landschaftlichen Wörterbuches, wie die Schweiz noch keines besitzt; nur der ‚Appenzellische Sprachschatz‘ von T. Tobler ließe sich dem Umfang nach damit vergleichen; er stammt aber aus dem Jahre 1837 und ist wissenschaftlich nach heutigen Begriffen ungenügend.»<sup>12</sup> Damit haben wir mit wenig Worten das vollständige Konzept eines Wörterbuchs: Materialbasis, Auswahl der Stichwörter, Schreibung, Anordnungsprinzip, Aufbau der einzelnen Artikel sind umschrieben, der Zweck und das Zielpublikum sind genannt, Umfang und Kosten sind berechnet, die Druckgestaltung ist skizziert. Aufällig ist die Erklärung, Friedli habe dem Anlageplan zugestimmt. Anscheinend hatte er andere Vorstellungen vom Schlußband, der ja noch 1927 in der Vorrede zum Band über Saanen angekündigt wurde als «Gesamtregister ... nach Sachgruppen geordnet, neu in seiner Art». <sup>13</sup>

Das Wörterbuch ist tatsächlich von *A* bis *Z* ausgearbeitet worden. Es gelangte mit dem Nachlaß von Otto von Geyerz in die Burgerbibliothek in Bern.<sup>14</sup> Es besteht aus einer Kartei mit etwa 4600 einseitig beschriebenen Blättern im Quartformat, grob geschätzt sind darauf über 32 000 Stichwörter verzeichnet. Die Zahl der Stichwörter bekommt im Vergleich ihr Gewicht. Der ‚Simmentaler Wortschatz‘ von Armin Bratschi und Rudolf Trüb<sup>15</sup> und das ‚Berndeutsche Wörterbuch‘ von Otto von Geyerz und Ruth Bietenhard<sup>16</sup> enthalten je etwa 10 000 Stichwörter. Damit handelt es sich wirklich um ein «landschaftliches Wörterbuch, wie die Schweiz noch keines besitzt». Neben dem ausgearbeiteten Wörterbuch besitzt die Burgerbibliothek ein Konvolut, bezeichnet als ‚Vorarbeiten zum Bärndütschwörterbuch‘,<sup>17</sup> das eine Sammlung von Zetteln mit Mundartwörtern und -wendungen enthält, die nach

dem Anfangsbuchstaben geordnet in Kuverts abgelegt sind. Die Erklärungen sind knapp oder fehlen gar, was für Ortsangaben die Regel ist, selten sind Verweise auf literarische Quellen. Die Hand ist die von Friedli, mit den Zügen seiner Altersschrift. Anscheinend handelt es sich um Wörter, die Friedli aus dem Gedächtnis aufgeschrieben hat, und um Lesefrüchte.

Darüber, wie Friedli bei der praktischen Arbeit am Wörterbuch vorgegangen ist, ließe sich nur spekulieren, aber zum zeitlichen Ablauf gibt es einige Hinweise. Der Plan dazu war, wie gesagt, schon 1902 gefaßt worden. Als Friedli dann 1927 mit der Arbeit begann, war er über achtzig Jahre alt, seine Schaffenslust war ungebrochen, aber er war fast erblindet. Im Wörterbuch finden sich unter *A* einige Blätter von seiner Hand, die ahnen lassen, wie schwer ihm das Schreiben fiel.<sup>18</sup> Ohne Hilfe konnte er nichts mehr vollbringen. Nach dem Tod seiner zweiten Frau im Jahr 1922 bezahlte während Jahren die Bärndütsch-Gsellschaft, die Otto von Geyerz für die Finanzierung von Friedlis Werk gegründet hatte, den Lohn für eine Sekretärin, später übernahm der Kanton die Kosten.<sup>19</sup> Von 1930 bis 1937 besorgte Julia Bonaria die Schreibarbeiten für Friedli, sie schrieb auch den Hauptteil des Wörterbuchs, was bedeutet, daß mit der Reinschrift nicht vor dem Sommer 1930 begonnen wurde. Am 5. Juni 1934 teilte Otto von Geyerz der Unterrichtsdirektion mit, das berndeutsche Wörterbuch sei bis zum Buchstaben *N* gediehen,<sup>20</sup> und im Juli 1937 schickte Julia Bonaria einen Teil des Manuskripts von *S* an Otto von Geyerz.<sup>21</sup> Ab *U* erscheint eine andere Schrift, es muß sich um die von Friedlis Tochter Emilie handeln, die den Vater vom Herbst 1937 an betreute. Das Wörterbuch ist jedenfalls nicht viel vor Friedlis Tod im April 1939 vollendet worden. Da wenige Monate später auch Otto von Geyerz starb, war niemand mehr da, der das Manuskript für die Publikation überarbeitet hätte. So geriet es in Vergessenheit.

Für die Untersuchung, wie das oben erwähnte Konzept im Wörterbuch durchgeführt wurde, beschränkte ich mich auf den Buchstaben *N* und auf einige Stichproben an andern Stellen. Da das Wörterbuch als Wortregister zu den sieben Bärndütsch-Bänden dienen soll, sind die Quellen bekannt, und man wird annehmen, es fänden alle Teile gleichmäßig Beachtung. Das trifft für die Bände Grindelwald, Guggisberg, Aarwangen, Saanen zu, aus denen bei *N* je etwa gleich viele Belegstellen angeführt sind, für Twann ist die Zahl nur wenig geringer. Aus



dem Rahmen fallen die beiden andern Bände. Für Ins fehlen die Belege fast ganz, Lützelflüh ist etwa doppelt so häufig genannt wie die andern Orte, wobei oft die Seitenzahl fehlt, die sonst fast ausnahmslos angegeben ist. Stichproben lassen vermuten, hier sei vorwiegend Material aus der erwähnten Zettelsammlung verarbeitet, d.h. Friedlis persönlicher Sprachschatz ausgemünzt worden. Die literarischen Belege, mit denen ja das Material ergänzt werden sollte, sind meistens Schriften von Simon Gfeller und Jeremias Gotthelf entnommen und stehen auch für Lützelflüh, für die übrigen Gebiete sind nur wenige literarische Quellen ausgewertet worden, dem Wunsch des Verlegers nach einer Vervollständigung ist demnach nicht entsprochen worden. Nur in einem Bereich erfuhr Friedlis Sammlung eine substantielle Erweiterung, indem er das Wörterbuch der Mundart des Haslitals von Otto Hopf,<sup>22</sup> das ihm als Manuskript zur Verfügung stand, fast vollständig eingearbeitet hat. Eine zeitliche Vertiefung bringen gelegentlich die Verweise auf das ‚Idiotikon Bernense‘ von Samuel Schmidt aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts,<sup>23</sup> andere historische Belege sind selten. Friedlis Augenmerk war auf die Gegenwart gerichtet, er hat die Materialien direkt erhoben und bei den Gewährspersonen nicht auf das Alter geachtet, aus Saanen wissen wir, daß er gerade jüngere Leute für die Mitarbeit begeistern konnte. Und er hat es nicht verschmäht, Neubildungen aus Kindermund in sein Wörterbuch aufzunehmen und die Benennungsmotive aufzuzeigen. Unter *Bibi* steht die Zusammensetzung «d’s *Autobibi*: die zuerst wie das Auto über den Boden hin fahrende, dann plötzlich als B. (1. Huhn. 2. Vogel überhaupt) in die Luft sich erhebende Flugmaschine: Kindermund des Heini Marti.» Friedlis Werk dokumentiert Wortschatz und Sprachgebrauch aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts.

Daß das Wörterbuch auf einem volkskundlich ausgerichteten Werk beruht, hat Konsequenzen, die bei der geographischen Geltung offensichtlich sind. Da das volkskundlich Interessante eher in Randgebieten zu erheben war, wählte Friedli ländliche, meist schlecht erschlossene Gebiete für seine Untersuchungen. Das ganze Mittelland, die Stadt Bern, ja überhaupt alle Städte von einiger Bedeutung samt ihrem Einflußgebiet blieben unbeachtet. Natürlich macht sich die Herkunft des Wortmaterials auch beim Wortbestand und bei den Bedeutungsangaben bemerkbar, indem allgemein gebräuchliche Wörter und gängige Verwendung weniger berücksichtigt werden als spezielle Ausdrucksweisen.

Bei der Schreibung blieb Friedli bei dem System, das er für sein Hauptwerk gewählt hatte und das mit wenigen zusätzlichen diakritischen Zeichen zum normalen Alphabet eine recht lautgetreue Wiedergabe ermöglicht. Die einfache Umschrift erleichterte auch die alphabetische Einordnung, löste aber die Entscheidung nicht, welche landschaftliche Form als Ansatzform dienen sollte. Friedli entschloß sich, entrundete oder gerundete Vokale sowie monophthongierte Diphthonge mit der normalen Vertretung zusammenzunehmen. Anders ging er vor bei der Verdümpfung von mhd. *â*, bei Flexionsformen mit Primärumlaut und bei landschaftlichen Varianten von geschlossenem und überoffenem *e*. So gibt es z.B. für das männliche Schwein gesonderte Artikel unter *Äber* und *Eber*, und die Belege zu nhd. 'nahe' sind unter *naach*, *neechst* und *nooch* zu finden. Er verfährt konsequent, wenn er dann, wenn andere Lautentwicklungen größere Abweichungen zeitigten, jede Form ansetzt, z.B. *Nägwer*, *Näpper*, *Nääjer*, *Neeber*, *Neiber* und *Nööier* für den Bohrer, mhd. *nabegēr*, oder *Ärdbeeri* und *Ärti*. Verweise verbinden diese etymologisch identischen Wörter.

Mit der Entscheidung, Zusammensetzungen und Ableitungen beim Stammwort anzuführen, entspricht das Konzept dem Wunsch, Wortzusammenhänge zu wahren, dem ja moderne Wörterbücher wieder zu entsprechen suchen. Nun werden aber z.B. zusammengesetzte Substantive einmal unter dem Grundwort, ein andermal unter dem Bestimmungswort einge-reiht, oder Verben stehen beim Präfix oder beim einfachen Verb. So verliert die Alphabetik die Ordnungsfunktion.

Die zwei kurzen Artikel, die ich vorlege, können einen Eindruck vom Wörterbuch vermitteln und Friedlis Vorgehen veranschaulichen, sie geben jedoch wenig Aufschluß über das verarbeitete Material. Die Fehler, die Julia Bonaria unterliefen, sind entschuldigt, wenn man bedenkt, wie die Vorlage wahrscheinlich ausgesehen hat. Das erste Beispiel: «Der Nebel: *Näbel*, *Näbel* (Tw. 369. 486; Gb. 57. 68; Gw. 100; Lf.; Sa. 10). *Bijs-* (Gw. 100. 111. 152), *Biise-* (Aw. 72; Lf.). *Moos--* (Ins 102). Der *Näbelcharge*» (Sa. 110): um den Hals des Giferhorns. Der Wind (Gw. 110), insbesondere der Föhn als *-frässer*. D' *-wand* (Lf.) des Rauches. Es ist *-wätter i<sup>n</sup> si'm Chopf* [Gf. Hb. 346]. D's *Näbeli* (Sa. 387), *Näbelli* (Gw. 299). D's *Märenäbeli* (Gb. 57). Der Raucher *näblet* (Aw. 72; Gw. 100; Lf.). Es *undernäblet si<sup>ch</sup>* (Gw. 101. 110). Der Raucher als der *Näbler* (Tw. 460). D's Wätter ist *näbligs* (Gw. 100).» Der nhd. Begriff, der dem Artikel vorangestellt ist, dient als Hinweis auf die ganze

folgende Wortgruppe und als Definition. Es werden dann landschaftliche Formen mit Stellennachweis angeführt, worauf Zusammensetzungen folgen, zuerst diejenigen mit dem Stichwort als Grundwort, dann diejenigen mit dem Stichwort als Bestimmungswort. Es schließen sich in alphabetischer Folge Diminutiv, Verb, Nomen agentis und Adjektiv an mit allfälligen Zusammensetzungen. Oft steht nur das Stichwort da, auch die idiomatischen Wendungen, die in Friedlis Sammlung besondere Beachtung finden, und die Bilder werden nicht erklärt. In den Klammern stehen die Herkunftsangaben. Die Abkürzungen Aw., Gb., Gw., Lf., Tw., Sa. sind mit Aarwangen, Guggisberg, Grindelwald, Lützelflüh, Twann, Saanen aufzulösen, Seitenzahlen verweisen auf Belege in den entsprechenden Bärndütsch-Bänden, ein Sternchen markiert allenfalls eine Stelle mit einer Abbildung. Für Verweise auf literarische Quellen – hier auf ‚Heimisbach‘ von Simon Gfeller – verwendet Friedli eckige Klammern. Dieser Artikel entspricht in der Anlage recht genau dem Plan, wie er im Subventionsgesuch entworfen worden ist, aber er erfüllt kaum die Erwartungen, die üblicherweise an ein Wörterbuch gestellt werden.

Im zweiten Beispiel erlaubt sich Friedli noch größere Freiheit: «Genippt wird aus dem *Napf* zB. als Wasserbehälter, wenn nicht gesoffen aus dem *Suuf*- (Gw. \* 392). Wasser wird auch aufbewahrt im *Wasser*- (Gw. 472), wie Milch im *Milch*- (ebd.). In den *Mälch*- (Gw. 528) aber wird gemolken, was freilich abgelehnt in der Warnung vor unzutreffenden Generalisieren: *Nid alli Chieh i'ñ glijhen Napf mälche!*! (Gw. 528). Die Füllung des *Ziger*- (Sa. 251) wird frisch erhalten aus dem *Salz*- (Gw. 472). Die Größe all dieser *Näpf* wird natürlich bestimmt durch ihren Zweck. Genau 2 Kg. (Wasser; Gw. 492) aber faßt der *Mäs*- (Gw. 321). An die gewöhnlichste Form der *Näpfe* erinnert eine der herrliche Aussicht u. Überschau bietende *Napf* als Beherrcher des unteremmenthalischen *Napfgebiets* als eigenartige Gruppe der kalkreichen Voralpen. Zum stillen seelischen Vorgenuß der Wanderung in solche Wonnegebiete stellt sich zB. das schnaufend tief atmige Paffen: *napfe* (Lf. 472) aus der Tabackspfeife mit riesigem Chopf als Napf. Ein an *napfe* anklingendes Wort (Aw. 167; [Id. 4, 776]) lehnt sich an *gnepfe* (s. u.) in unbewußt leisen Stößen den Kopf auf u. ab bewegen wie der sitzend Schlafende) u. die *Näpfe* (Aw. 167): das 6 m. lange Holzgerät, welches in das hinten durchlochten extra stark G'spat (s. u.) des Holzwagens eingesteckt wird, um das Gefährt der Zugrichtung anzupassen, ungefähr nach der Art, wie man an der Geize des Pflugbaums des Pflügen dirigiert

wird. Eine Erklärung aber wie: *I<sup>ch</sup> bi<sup>n</sup> hüt numa so halbnäpfig* (Gw. 192): nur so halbwegs zu kräftigem Tun aufgelegt, bin wie *halbnäpfigs* Wätter (Gw. 392) führt uns auf den Napf als Gefäß zurück: das kleine *Näpfi* (Gw. 392; Sa. 251) oder *Näpfl* (Sa. 321. 447. 534. 552); es *Nijedelnäpfl* (Gb. 170; Gw. 392).» Der Hinweis auf 'nuppen' ist als Versuch zu werten, formale und inhaltliche Zusammenhänge des Wortes aufzudecken, wodurch für Friedli offenbar eine Definition oder eine Sachbeschreibung überflüssig wird, wie auch Angaben zu den Formen und zur Verbreitung fehlen. Der Artikel beginnt gleich mit Zusammensetzungen, die in einen fortlaufenden Text eingebunden sind, der über verschiedene Verwendungen Auskunft gibt. Im Bestreben, eine kleine Wort- und Sachkunde zu vermitteln, mißachtet Friedli die Alphabetik. Es fällt auf, welches Gewicht Friedli dem Namen *Napf* beimißt. Namen sind ihm wichtig, weil sie Zeugnis davon geben, wie der Mensch die Landschaft sieht, wie er sich in Bezug setzt zu ihr, wie er ihre Erscheinungen deutet. In ihnen manifestiert sich in charakteristischer Weise die gegenseitige Beeinflussung von menschlichem Geist und sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten; womit das Thema angesprochen ist, dem das Interesse des Sprach- und Kulturforschers Friedli vorzüglich galt. So gesehen wird verständlich, weshalb die Ableitungen zum Substantiv so eng mit den Ausführungen zum Namen verknüpft werden können. Außerdem unternimmt es Friedli hier, Wortbildung und Benennungsmotiv zu klären, indem er Angaben aus dem Idiotikon verwertet. Und zum Schluß schlägt er den Bogen zum Anfang zurück.

Die Beispiele illustrieren, wie leicht sich Friedli über die bewährten, strengen Regeln für Wörterbücher hinwegsetzt. Es geht ihm offensichtlich weniger darum, den Wortschatz mit Angaben zur Form und zum Inhalt alphabetisch aufzulisten, als darum, die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Sprache aufzuzeigen; er will darstellen, welche Grundvorstellungen den Wörtern anhaften, und er will aufzeigen, wie die Menschen sich die sprachlichen Materialien dienstbar machen, um ihre Sicht der Dinge, ihr Bild der Welt auszudrücken. In dieser Hinsicht analysierte er ja das Wort *Autobibi*, dazu zieht er die vielen Namen bei, deshalb nehmen die Redensarten so viel Platz ein. Dazu stimmt auch der Versuch, die Wörter in einen fortlaufenden kommentierenden Text einzubinden, und die Andeutungen zum sprachgeschichtlichen Zusammenhang sowie die manchmal krausen Wörterklärungen.<sup>24</sup> Dazu paßt auch sein Interesse für Fälle, wo ein einzelner Mensch die

Sprache zu prägen vermochte wie beispielsweise der kleine Heini Marti oder beim Namen für die *Pfingstegg* bei Grindelwald, «auf der ... Pfarrer Straßer mit den admittierten Konfirmanden den Pfingstmontag» feierte. Und ich möchte auch die Stellen dazu zählen, wo Friedli Einzelpersonen Referenz erweist wie z.B. unter dem Hofnamen *Moosmatt* der wohltätigen Bäuerin und wo er aufklärerisch wirken will wie etwa in den Angaben zu *Spaahäfeli*, -*kässeli* «als erste Sparbüchsen für Einlagen in die hochwertigen bernischen Amtsersparniskassen» oder zu *Mud*, der Taubstumme: «unartikulierte Laute von sich gebend ... dabei vielfach (vgl. die Taubstummenanstalt Münchenbuchsee) intelligent, anstellbar u. heiratsfähig». Daneben gilt Friedlis Interesse den kulturellen Erscheinungen, hinter denen ja der Mensch als Schaffender oder als Nutznießer steht. Das bezeugt Friedli in einem undatierten Brief, den er an Otto von Geyerz schrieb, als er die Wörter mit Anlaut *br-* bearbeitete: «Brot, Brügg, Brunnen würden wieder zu sachlicher Gliederung (zu Monographien) einladen, wenn Zeit und ziemlich genaue Ortskenntnis nicht fehlten. Man denke zB. an die primitivste Brügg: Chnebel- zB. im Gb.! über sumpfige Gehänge als kürzeste Wege hingelegte & eingestampfte Prügel – & architektonische Prachtgebilde wie zu Wangen a/A.: gedeckt & mit Kramsitzen zur Linken und Rechten. Was für ein Prachtskapitel gäbe der Brunnen: vom murmelnden Quell bis zum Br. vor dem Tore und bis zu den Brunnen der Stadt Bern!»<sup>25</sup>

Wir sehen: das Wörterbuch von Friedli ist kulturhistorisch ausgerichtet und stark vom Geist des Autors geprägt. Es sollte zudem als Register zu einem mehrbändigen Werk dienen, womit viele Einträge nur Verweischarakter haben und der Benutzer die volle Information erst bekommt, wenn er diesen nachgeht, außerdem ist die Auswahl mit einiger Willkür getroffen worden. Es ist ein Bärndütsch-Wörterbuch, kein bern-deutsches Wörterbuch. Ersteres wäre sinnvoll gewesen, wenn es im Anschluß an die Textbände erschienen wäre. Um den zweiten Zweck erfüllen zu können, hätte nicht nur die Materialbasis erweitert, die Wortauswahl überprüft und die Form gestrafft, sondern überhaupt das ganze Werk anders ausgerichtet werden müssen, eine Sisyphusarbeit, vor der schon Otto von Geyerz zurückschreckte. Aber es ist unverkennbar, dass hier – insbesondere in den Wörtern, die Friedli selbst beitrug – ein Schatz an Wortgut verborgen liegt, mit dessen Ausbeute ein Wörterbuch ausgestattet werden könnte, wie die Schweiz noch keines besitzt.

## Anmerkungen

1. Briefwechsel Simon Gfeller/Otto von Geyerz 1900–1939, hg. von Erwin Heimann. Bern 1957, S. 131.
2. Peter Sommer, Die zwei Leben des Berndeutschforschers Emanuel Friedli 1846–1939. Biographisches zum 150. Geburtstag. Münsingen-Bern 1996.
3. Staatsarchiv Bern. Akten Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern. Friedlis Bärndütsch 1902–1935. Signatur: BB IIIb 3647, 18. Aug. 1902.
4. Archiv Schweizerisches Idiotikon. Protokoll des leitenden Ausschusses vom 29. Dez. 1896.
5. wie Anm. 4, 26. Juni 1897.
6. wie Anm. 4, 7. April 1898.
7. wie Anm. 4, 22. Jan. 1901.
8. wie Anm. 4, 28. Juni 1901.
9. wie Anm. 3, 7. Juli 1902.
10. wie Anm. 2, S. 72.
11. wie Anm. 3, 6. Nov. 1924.
12. wie Anm. 3, 18. April 1928.
13. Emanuel Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. 7. Band: Saanen. Bern 1927, S. VI.
14. Burgerbibliothek Bern. Signatur: Ms. hist. helv. XXXVIII 27 a+b.
15. Armin Bratschi und Rudolf Trüb, Simmentaler Wortschatz. Wörterbuch der Mundart des Simmentals, hg. vom Verein Schweizerdeutsch. Thun 1991. Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung Band XII.
16. Otto von Geyerz und Ruth Bietenhard, Berndeutsches Wörterbuch für die heutige Mundart zwischen Burgdorf, Lyss und Biel. 4., ergänzte Auflage. Muri bei Bern 1988.
17. Burgerbibliothek Bern. Signatur: Ms. hist. helv. XXXVIII 15–21.
18. vgl. die Abb. Umschrift des Textes: Was ein Arm zu umfassen vermag: der Arm voll > der Aar<sup>m</sup> voll > *der Aarvel, Aarvel* (Aw., Lf.), was beide Arme zusammen umfassen: der groß *Aarvel* oder d' *Aarvlete* im Gegensatze zum kleinen *Äärveli*. Das Umfassen & Tragen ist ein ist ein *aarvele*" (Sa. 113. 400; oH.; Lf.), *aarvelle* (Gw. 181), *aarvle* (ebd.) zärtlich: *äärvle* (ebd.). En *arvelige*" Baumstamm (Aw. 349; Tw. 73). – Der *Aarmrist*: die Armbrust (arco-balista; Lf.) D' *Äärn*: Ernte (Aw. 306; Lf. 118), speziell des Getreides. Wär im Heuet njd gablet un<sup>d</sup> i<sup>n</sup> der *Äärn* njd zablet un<sup>d</sup> im Herbst njd früech üufstiteit: dää<sup>r</sup> cha<sup>nn</sup> de<sup>nn</sup> luege, wi's ihm im Winter geit! (Lf.) *äärne*: Getreide ernten (Aw. 296; Lf. 118); bildlich: guets Lob. *abäärne* [Flück.]. *Äärnt* = Äärn. s.u.
19. Den Akten der Unterrichtsdirektion (wie Anm. 3) sind einige Angaben über die kantonalen Subventionen zu entnehmen. Von

1902–1909 wurden insgesamt (Beitrag an Friedli und an die Druckkosten) 22 500 Fr. ausbezahlt. 1909 erhielt Friedli pro Jahr 2000 Fr., 1917 2300 Fr., 1917–1920 2800 Fr., 1928 3500 Fr. Am 28. März 1928 wurde das Gesuch um einen Beitrag an den Lohn der Sekretärin Martha Frey von 800 Fr. bzw. 1040 Fr. pro Jahr gestellt. Am 13. Juni wurde dem Gesuch um einen Beitrag von jährlich 1500 Fr. an den Lohn von Julia Bonaria entsprochen.

Sein Leibgeding (Rente) betrug 1920 1200 Fr., 1924 1700 Fr. Die Bärndütsch-Gsellschaft übernahm u.a. die Entlohnung von Martha Frey von April 1923 bis April 1928 von 235 Fr. bis 280 Fr. im Monat (insgesamt ca. 16 000 Fr.). Sie bezahlte 12 000 Fr. an die Druckkosten des Bandes Saanen.

20. wie Anm. 3.
21. wie Anm. 14.
22. Otto Hopf, Hasli-Deutsch. Ein altes Wörterbuch, gesammelt von 1879–1894, hg. von Andreas Würgler. Meiringen 1969.
23. Schmidt's Idiotikon Bernense, mitgetheilt von Dr. Titus Tobler. In: Die deutschen Mundarten 2 (1855), S. 357–372. 482–493; 3 (1856), S. 80–88. 289–297. 433–449; 4 (1857), S. 13–25. 145–154.
24. Dazu zwei Beispiele: Bei «*bo-wäll* (Aw. 40): bogig gewölbt, *Bowald* (Aw. 133): Wald mit bogenartigem Saum», eigentlich 'Bannwald', definiert er das Substantiv nach einem anklingenden Adjektiv. Und bei der Erklärung, «*graaubäsige* Züüg (Lf. 518) erinnert an verschimmelte Äpfel mit Resten roter Backen», schimmt auch das Bild einer ergraute Base durch.
25. wie Anm. 14.